Knaus
K

Max A. Höfer

Vielleicht will der Kapitalismus gar nicht, dass wir glücklich sind?

Erkenntnisse eines Geläuterten

Knaus

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright der Originalausgabe © 2013
beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Gesetzt aus der Stempel Garamond von Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-8135-0456-9

www.knaus-verlag.de

Inhalt

Warum sind wir so unglücklich? 7

1. Immer mehr Arbeit 31

2. Immer mehr Konsum 71

3. Immer bessere Menschen 126

4. Immer mehr Markt und immer mehr Staat 172

5. Immer mehr Selbstinszenierung und immer mehr Bluff 206

Das gute Leben 236

Bibliografie 248

Warum sind wir so unglücklich?

Die ersten Zweifel, ob ich einen wirklich sinnvollen Job mache, überkamen mich auf der Heimfahrt von einer Veranstaltung. Es war spät am Abend, das Wetter trist. Vielleicht kein idealer Moment für eine Sinnkrise. Ich hatte als Vertreter der deutschen Industrie auf einer Podiumsdiskussion unser Wirtschaftssystem verteidigt. Meine Argumente waren gut gewesen, fand ich. Aber so richtig überzeugt hatte ich dennoch niemanden. Das frustrierte mich, zumal ich Geschäftsführer der »Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft« (INSM) war, eines Think Tanks, der seine Aufgabe, die Erneuerung der Sozialen Marktwirtschaft, schon im Namen trug. Die Soziale Marktwirtschaft ist für mich eine Erfolgsgeschichte ohne Wenn und Aber: Unser Wohlstand hat sich seit den 1950er Jahren versechsfacht, das Sozialbudget liegt jedes Jahr bei 760 Milliarden Euro. Drei Viertel der Weltbevölkerung wären froh, wenn sie unsere Probleme hätten und sich den teuren Aufbau von Windparks und Gezeitenkraftwerken leisten könnten.

Die Diskussion war typisch für diese Systemdebatten verlaufen: Die jungen Studenten, die wie ich von der Entwicklungshilfeorganisation GTZ eingeladen worden waren, um über »den Export der Sozialen Marktwirtschaft« zu diskutieren, behaupteten nicht, dass es irgendwo auf der Welt grund-

sätzlich besser wäre. Aber sie äußerten auch keine Sympathien. Im Gegenteil: Sie beklagten die Gier der Manager, den angeblichen Sozialabbau, das Gift in der Nahrung, die Folgen des Klimawandels. Zu exportieren gibt es da offenbar nichts. Ich konnte es nicht mehr hören.

Es war die Anspruchshaltung der Studenten, die mich zunehmend nervte. Sie hatten viele Forderungen an die anderen, an den Staat, die Wirtschaft, den Währungsfonds. An die eigene Adresse richteten sie komischerweise keine. Eine Studentin meinte, ich solle nur nicht so stolz sein auf unsere Warenvielfalt. Denn die gebe es nur, weil die Wünsche der Konsumenten erst mit viel Werbung von den Unternehmen erzeugt würden. Aus ihrer Handtasche schaute ein weißes iPod-Kabel heraus. War sie den Marketing-Manipulationen von Apple erlegen? Nicht alle Studenten in meiner Gesprächsrunde waren so negativ. Einige, die schwiegen, hielt ich für heimliche Verbündete. Aber es war schon ernüchternd: Da saßen junge Leute vor mir, besser gebildet, besser finanziell ausgestattet und gut zehn Zentimeter größer als ihre Elterngeneration, mit unbegrenzten Möglichkeiten der Berufswahl, der Selbstverwirklichung und der Freizeitgestaltung, und doch waren sie sichtbar unzufrieden. Zwar stellte keiner das System infrage. Aber sollte man nicht trotzdem erwarten können, dass Menschen, denen die Welt offensteht und die Fächer studieren, die ihnen Chancen eröffnen, sich in ihrer Umwelt einigermaßen wohlfühlen?

Eine derart fruchtlose Diskussion passierte mir nicht zum ersten Mal. Diesmal waren es Studenten, davor waren es Betriebsräte, Berufsschüler und andere Gruppen. Gut in Erinnerung sind mir noch ein ostdeutscher Lehrerverband und die Insassen eines Westberliner Seniorenheims, weil sie beide un-

abhängig voneinander die staatliche Festsetzung des Benzinpreises forderten, der gerade über 1 Euro 50 geklettert war. Der Grundton vieler derartiger Diskussionen landauf, landab ist sehr oft negativ, getragen von einer angstvollen Niedergangsklage.

Während meiner nächtlichen Heimfahrt von der GTZ-Veranstaltung erkannte ich, dass ich mehr als nur ein gewöhnliches Unbehagen an uneinsichtigen Mitdiskutanten empfand. Ich steckte in einer echten Sinnkrise. Meine Sinnkrise hatte, das wusste ich seit geraumer Zeit, sogar einen wissenschaftlichen Namen: »Easterlin-Paradoxon«. Richard Easterlin ist kein Psychiater, sondern ein amerikanischer Ökonom, der bereits 1974 festgestellt hatte, dass das Pro-Kopf-Einkommen zwar seit den 50er Jahren stark gestiegen war, die Amerikaner seither jedoch mit ihrem Leben nicht zufriedener geworden waren. Easterlins Befund: Mehr Wohlstand macht die Menschen nur unbedeutend glücklicher.

Damit erschütterte er die traditionelle Ökonomie. Die ging davon aus, dass die Menschen rational entscheiden, was ihnen mehr bringt. Sie wählen einen bestimmten Beruf oder ein Auto oder einen Wohnort, weil sie sich davon ein besseres Leben erwarten. Sonst würden sie es nicht tun oder eine andere Wahl treffen. Steigt der Wohlstand, dann können sich die Menschen mehr Güter leisten und sie haben auch mehr Wahlmöglichkeiten, von denen sie gewöhnlich die für sie angenehmere ergreifen. Folglich müsste bei steigendem Wohlstand auch die allgemeine Zufriedenheit steigen. Das war aber offenbar nicht der Fall, wie zahllose Umfragen in der westlichen Welt seit Easterlin[1] feststellten. Und meine Diskussion mit den Studenten legte auch nahe, dass

die heutige jüngere Generation kaum glücklicher ist als die ihrer Eltern.

Das Easterlin-Paradoxon stellte mich und meinen Job vor eine grundsätzliche Frage: Wenn das Lebensglück der Menschen nicht zunimmt, warum sollten sich die Menschen dann den ganzen Stress antun und nach immer mehr Einkommen, Wachstum und Produktivität streben? Sollte ich mich bei der nächsten Diskussion vielleicht einfach hinstellen und sagen: »Leute, es geht uns verdammt gut, besonders, wenn wir uns mit den Zuständen vor 50 oder gar 100 Jahren vergleichen. Lasst uns schlicht einen Gang runterschalten. Wir machen die Tretmühle bei Arbeit, Status und Konsum einfach nicht mehr mit.«

Was mich daran hinderte, war, dass es solche Langsamkeitsapostel längst gibt und es sich dabei zumeist um ältere Herren handelt, Professoren oder frühere Topmanager, die am Ende ihres Lebens die Erbaulichkeiten des Bildungsbürgertums und das sanfte Leben entdecken, aus der ersten Reihe gewissermaßen, im Zimmer mit Aussicht. Sie haben die Kämpfe um den nächsten Karrieresprung, den Bau des Eigenheims und die Traumreise an die Copacabana lange hinter sich. Sie treten schon aus biologischen Gründen gern ein bisschen kürzer. Sie haben gut reden.

Aber was soll ein normaler Arbeitnehmer von der Absage an Wachstum und Einkommenserhöhung halten? Was von Sprüchen, dass das Lebensglück sich in Familie und gelungenen Freundschaften mehr erfülle als in einem neuen Auto oder einer Gehaltserhöhung? Er würde sich auf den Arm genommen fühlen, vor allem, wenn ihm das wie ich ein Vertreter der Wirtschaft vorbetet. Für Gewerkschaften und Linke wäre die Sache schnell klar: Ein zynischer Trick der Unter-

nehmer, um Lohnerhöhungen und Mehrzahlungen in die Sozialkassen zu verweigern.

Ich stellte mir meinen damaligen Boss, Gesamtmetall-Präsident Martin Kannegiesser, vor, wie er Tarifvertragsverhandlungen mit der IG Metall mit den feierlichen Worten eröffnet hätte: »Die Glücksforschung hat ergeben, dass Lohnerhöhungen die Menschen nicht wirklich glücklicher machen, sie sollten mehr Zeit für Freundschaften verwenden. Deshalb schlagen wir vor, statt der geforderten 8 Prozent Lohnerhöhung, jeden Arbeitnehmer bei der Pflege glücksfördernder Freundschaften zu unterstützen.« Die IG Metall würde ihn für verrückt erklären. Und das politische Establishment ebenfalls.

Aber ist das alles wirklich so absurd? Muss es nicht einfach mal einer ausprobieren? Vielleicht nicht das Angebot glücksfördernder Freundschaften, da gibt es sicherlich bessere, seriöse und fortschrittliche Möglichkeiten. Nur welche? Wie soll diese andere Vorstellung von Wohlstand aussehen, die die Gesellschaft insgesamt zufriedener macht, aber ihr Heil nicht in einer sozialromantischen Steinzeitökonomie sucht mit Kräuteranbau und Fahrradwerkstätten? Mir war klar, dass gegen die diffuse Unzufriedenheit mit unserer Wirtschaftsordnung weder Hinweise auf ihre beispiellose Erfolgsgeschichte halfen noch Appelle an die segensreiche Wirkung von Markt und Wettbewerb. Die Soziale Marktwirtschaft steckt in einer Akzeptanzkrise, sie braucht ein neues Fundament, sie muss ihre Prioritäten neu setzen.

Das ist besonders für die Unternehmen eine echte Herausforderung. Es reicht nicht, wenn ein Topmanager mit betroffener Miene ein paar wachstumskritische Anmerkungen macht und die Worte »Nachhaltigkeit« und »Klimawandel« in den Mund nimmt. Die Entscheider-Elite heißt nämlich so,

weil sie Entscheidungen von großer Tragweite trifft – und da wird ein Unternehmensboss schnell unglaubwürdig: Er kann nicht im Geschäftsbericht von steigenden Umsätzen und Renditen schwärmen und gleichzeitig dem Rest der Gesellschaft Glück und Bescheidenheit predigen. Die Gewerkschaften haben im Grunde dasselbe Dilemma, denn sie scharen ihre Mitglieder hinter sich, weil sie für gut bezahlte Vollzeitjobs und wachsende Sozialleistungen kämpfen, nicht weil sie ihnen etwas über Entschleunigung oder andere Formen des Glücks erzählen.

Und die Parteien? Die haben, allen voran die Grünen, in ihren Programmen hübsche wachstumskritische Passagen. Die fliegen aber im Allgemeinen sofort über Bord, wenn sich auch nur der Hauch einer Rezession ankündigt. Dann müssen Wachstumskräfte entfacht werden, sonst kann man den Wählern keine rosige Zukunft versprechen. Die Ergebnisse der Enquete-Kommission des Bundestags[2] für eine nicht nur in Geld gemessene Bewertung von Lebensqualität fallen deshalb so bescheiden aus, weil alle Parteien angesichts der Euro-Krise auf mehr Wirtschaftswachstum setzen, egal, welche Folgen das für Natur und Lebensqualität hat. In der Praxis sind alle Parteien konsequente Exekutoren der Immer-mehr-Ideologie, besonders, wenn sie in der Opposition sind: Die Immer-mehr-Ideologie schiebt alle Schwierigkeiten in Wirtschaft und Gesellschaft auf einen Mangel an Mitteln und sieht die Lösung aller Probleme in mehr Geld. Gäbe es mehr Geld für Hartz-IV-Empfänger, Lehrer und das Gesundheitssystem, wären die Verhältnisse gerechter, die Schüler schlauer und die Menschen gesünder.

Wir wissen längst, dass das nicht stimmt. Oftmals bewirkt mehr Geld das Gegenteil: In der Sozialhilfe schafft es tief frus-

trierte passive Transferempfänger. In der Schule hat Deutschland die bestbezahlten Lehrer Europas, aber längst nicht die besten Schüler. Und im Gesundheitssystem versickern Milliarden in Mehrfachuntersuchungen und Überversorgung.

In den meisten Lebensbereichen kommt es eher auf das »Wie« an als auf das »Wie viel«. Wir wissen das, aber wir handeln viel zu selten danach und kommen von der alten Immer-mehr-Ideologie nicht los. Wir leben offenbar geistig noch immer in der Vor-Easterlin-Epoche und meinen, dass steigender Lebensstandard auch die Zufriedenheit erhöht. Im Grunde sind sich gerade in Wirtschaft und Politik alle einig, dass am Ende doch alles auf mehr Geld hinausläuft: mehr Geld für Sozialhilfe, für Bildung, für Kultur, für erneuerbare Energien etc.

Würde ich mich also auf einer Veranstaltung vor die Leute stellen und ihnen zurufen: »Lasst uns einfach aus der Tretmühle von mehr Einkommen, mehr Status und mehr Konsum aussteigen«, erhielte ich anfangs sicherlich freundlichen Zwischenapplaus. Aber dann müsste ich schon verdammt konkret werden und die Alternativen benennen, wenn ich nicht ausgebuht werden möchte. Und das war es, was mir diese anhaltende Sinnkrise bescherte: Ich kannte die Alternativen auch nicht. Natürlich hatte ich einige Vorstellungen. Sozialhilfeempfänger brauchen nicht mehr Stütze für den neuen Flachbildfernseher, sondern eine Perspektive. Arbeitnehmer brauchen keinen Bonus, sondern mehr Verantwortung und Wertschätzung. Kommunen brauchen keine höheren Gewerbesteuereinnahmen, sondern engagiertere Bürger.

Aber das waren alles nur vage Gedanken. An vielen Stellen steht unsere Soziale Marktwirtschaft recht ratlos da: Die Ar-

beitsbelastung wird größer, weil die industrielle Effizienzlogik das Tempo stetig erhöht. Doch stehen dem Steigerungsstress nur geringfügige Konsumgewinne gegenüber: Ob es jetzt 300 oder 330 verschiedene Joghurtsorten, TV-Programme oder Nagellacke gibt, erhöht die Zufriedenheit nicht. Unserem Wirtschaftssystem gelingt es immer weniger, die Vorteile von technischem Fortschritt und Arbeitsproduktivität in glückbringenden Wohlstand umzusetzen. Wir sind übersättigt und überarbeitet und schaffen es nicht, Arbeit und Konsum zu entschleunigen, um dadurch echte Lebensqualität zu gewinnen. Früher hatte wenigstens eines gestimmt: Die industrielle Standardisierung schuf Wohlstand für die breite Masse: Für ein paar Schuhe musste der Durchschnittsverdiener 1950 sieben Mal so lange arbeiten wie heute, für ein Pfund Bohnenkaffee schuftete er damals unglaubliche 26 Stunden, heute reichen 19 Minuten, und eine Woche Urlaub in Italien ist heute um das Sechsfache erschwinglicher.

Aber diese Produktivitätssprünge sind längst vorbei. Wo es welche gibt, schlagen sie sich kaum in Lohn- oder Konsumvorteilen nieder. Die Reichen sind die Hauptnutznießer, wie die Einkommensstatistiken seit Anfang der 1990er Jahre belegen, was die Unzufriedenheit in der Bevölkerung zusätzlich erhöht. Die Aldi-Erben können aus wenigen Cent, die sie durch Skalenerträge aus einem Eigenprodukt herausquetschen, Millionen verdienen. Der Konsument hat mit den Nachteilen zu kämpfen, denn die Qualität der Produkte wird durch die Effizienzmaschinerie eher schlechter, an allem wird gespart. So haben die Menschen mittlerweile das Vertrauen in die Lebensmittelindustrie weitgehend verloren. Was haben wir davon, wenn ein Masthähnchen, das einmal 70 Tage leben durfte, bis es sein Schlachtgewicht erreichte, heute nur

noch 44 Tage dafür braucht, und künftig nur 40 Tage leben darf oder 35 Tage? Wann ist Schluss? Schmeckt das Fleisch dann besser? Wahrscheinlich nicht, denn für diese Ertragssteigerung muss es mit noch mehr Wachstumshormonen und Antibiotika vollgestopft werden.

Der Steigerungskapitalismus kann aber nicht aufhören. Die Renditelogik zwingt ihn, noch effizienter zu werden, noch profitabler, noch produktiver. Wir ahnen, dass wir dieses Steigerungsspiel verlieren werden.

Eine weitere Steigerung macht keinen Sinn. Die vielen Lebensmittelskandale illustrieren es drastisch: Wenn 11 000 Schüler in Ostdeutschland an Brechdurchfall erkranken, weil ein einziger Caterer ihnen verseuchte Billigerdbeeren aus China vorsetzt, dann merkt man, dass das radikale Effizienzdenken nicht mehr Wohlstand erzeugt, sondern Mangel. Deutschland, einem der reichsten Länder der Welt, ist das Schulessen seiner Kinder nur wenige Cent wert. Als ob wir uns im Kriegswinter 1944 befänden und die billigste Kalorienversorgung an die Schulfront schaffen müssten! Ausgerechnet bei einem der elementarsten Dinge herrscht ein Kostendruck, als ob das Land verarmt wäre und sich keine Essensrationen mehr leisten könnte. Das Preissystem ist so verzerrt, dass Erdbeeren aus China preiswerter sind als Äpfel vom Obstbauern aus der Umgebung. Das Effizienzdenken ist derart dominant, dass der eigentliche Sinn des Essens, nämlich Geschmack, Gesundheit und Gemeinschaft, völlig in den Hintergrund getreten ist. Dass es auch anders geht, zeigen einzelne Schulversuche wie etwa in Hildesheim, wo Kinder gemeinsam kochen und ein Gefühl für Esskultur entwickeln können. Aber das sind leider nur Ausnahmen.

Damit geht es dem System im Großen wie Otto Normalbürger im Kleinen. Eine sehr nachdenklich stimmende Studie der Universität London[3] fand nämlich heraus, dass die Menschen im Durchschnitt ein höheres Einkommen nicht dazu verwenden, um mehr Zeit für glücklich machende Tätigkeiten zu haben. Je mehr sie verdienen, desto stärker neigen sie dazu, mehr Zeit für unglücklich machende Tätigkeiten aufzuwenden: Sie nehmen dann längere Pendelzeiten für den Weg zur Arbeit in Kauf, haben weniger Freizeit und damit auch weniger Zeit für Familie und Freunde. Seltsam. Unsere Seele weiß zwar, was uns glücklich macht, unser Verstand schafft es aber nicht immer, es umzusetzen. Auch unser Wirtschaftssystem meldet täglich neue Erfolge, die zumeist versprechen, das Leben angenehmer und einfacher zu machen oder Zeit zu sparen. Dennoch nehmen Stress und Hektik zu. Wir produzieren immer mehr, aber offenbar nicht das, was uns zufrieden macht.

Der gegenwärtige Kapitalismus erinnert mich an Sisyphos, der immer wieder denselben Felsbrocken den Berg hochrollen muss: Wir arbeiten uns vergeblich ab, ohne das Ziel zu erreichen. Es scheint sogar in immer weitere Ferne zu rücken. Was war das Ziel eigentlich noch mal?, fragte ich mich auf jener nächtlichen Autofahrt nach Hause. Da schoss mir ein Gedanke durch den Kopf: Vielleicht will der Kapitalismus gar nicht, dass wir glücklich sind?

Hatte er das je behauptet? Ich erinnerte mich an die berühmte Analyse von Max Weber, der gezeigt hatte, dass an der Wiege des modernen Kapitalismus die Puritaner standen, denen wir ein epochales Umerziehungsprogramm verdanken: Sie machten aus Menschen, die »von Natur aus einfach so le-

ben wollen, wie sie zu leben gewohnt sind, und so viel erwerben, wie dazu erforderlich ist«[4], »Berufsmenschen«, die den Sinn ihres Lebens in der Optimierung ihrer Arbeitsleistung sehen und ihr Leben auf maximalen Nutzenertrag ausrichten. Dass Topmanager wie Martin Winterkorn von VW einen penibel durchgetakteten 16-Stunden-Tag haben und für diese Arbeitsbesessenheit von den Wirtschaftsmedien als Vorbilder des Fortschritts gepriesen werden, ist Ausdruck einer Mentalität, die ohne die »protestantische Arbeitsethik« nie das Licht der Welt erblickt hätte. Ohne sie gäbe es auch nicht die Heldenrhetorik, in der McKinsey-Manager geschildert werden, wenn sie in »trägen« Betrieben mal so richtig aufräumen. Der moderne Manager hat niemals frei und niemals Zeit, er ackert, als gäbe es kein Morgen. Ständig verfügbar zu sein und für die Arbeit zu leben, der alles Private untergeordnet wird, ist bis ins mittlere Management hinein zum Statussymbol geworden. Die Puritaner wären stolz auf unsere Führungskräfte.

Zu Hause angekommen ging ich zum Bücherregal. Dort stand ein hellblauer Schuber mit sieben »Wirtschaftsklassikern« von *Capital*, wofür ich zehn Jahre lang als Redakteur geschrieben hatte. Band sechs war Max Webers *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Als Student hatte mich fasziniert, dass Weber den »Geist des Kapitalismus« als ein Produkt der protestantischen Kultur ansah und zeigte, dass der Kapitalismus nur entstehen konnte, weil zuvor schon eine spezifische Erwerbsmentalität entwickelt worden war. Für Weber waren die Kultur und die Gesinnung entscheidend, und er sah den Kapitalismus nicht als logische Folge ökonomischer Marktgesetze, wie das im amerikanischen Fortschrittsmythos oder bei den Ökonomen der

Chicago-Schule behauptet wird. Wer Webers Entstehungsgeschichte des nutzenfixierten Berufsmenschen liest, der versteht, wo wir unsere Ruhelosigkeit, das Nie-genug-kriegen-Können, den Steigerungswahn herhaben.

Der protestantische »Geist des Kapitalismus« hat die Mentalität der westlichen Industrienationen geformt, und er hat dabei, trotz einiger Metamorphosen, seinen Kerngedanken nie verändert, wie ihn Weber eindringlich beschrieb: »Erwerb von Geld und immer mehr Geld, unter strengster Vermeidung alles unbefangenen Genießens.«[5] Von Glück war nie die Rede gewesen. Der Berufsmensch sollte nutzenorientiert, kalt, ordentlich, fleißig und produktiv sein. Der Mensch sollte leben, um zu arbeiten, und nicht, wie in allen anderen Kulturen davor, arbeiten, um gut zu leben. Glück, Fröhlichkeit, Lust, Zufriedenheit oder Daseinsfreude sind dem Puritanismus wesensfremd. Gerade in der Überwindung des Emotionalen und des Genießens soll sich seine »Weltüberlegenheit« beweisen. Menschen, die mit sich zufrieden waren, die das Leben genossen, waren voller Sünde und von Gott verdammt.

Der berühmte amerikanische Essayist H. L. Mencken bezeichnete den Puritanismus Mitte des 20. Jahrhunderts als die »quälende Angst, dass irgendwo irgendjemand glücklich sein könnte«. Und dieser Geist durchdringt, so scheint es mir, unser Leben mehr denn je. Max Weber war noch nie so aktuell wie heute. Von einer glücklichen Gesellschaft sind wir trotz Produktions- und Konsumrekorden weit entfernt.

Freunden, denen ich die Grundthese dieses Buches vortrug, der Kapitalismus wolle wegen seiner puritanischen Wurzeln gar nicht, dass wir glücklich sind, hatten zumeist einen Einwand: Von einem »stahlharten Gehäuse« könne doch keine

Rede mehr sein. Die Menschen schuften heute vielleicht intensiver als je zuvor, und viele sind vom Beschleunigungsstress erschöpft, jeder wünschte sich sogar ganz persönlich mehr Ruhe und Entschleunigung, aber die Menschen würden doch freiwillig im Hamsterrad laufen.

In der Tat hatte Max Weber vor 100 Jahren befürchtet, dass die kalte Rationalität der Industrie wie eine eiserne Faust die Gefühle und das Leben der Menschen noch weiter disziplinieren würde. Den Wandel vom asketischen Sparkapitalismus zum auf Konsum und Schulden beruhenden Pumpkapitalismus unserer Tage hatte er sich nicht vorstellen können. Webers »Puritaner« schienen in den 1960er Jahren am Ende, entmachtet von Konsum, Spaß und Rebellion. Daniel Bell[6] sagte damals voraus, dass die protestantische Arbeitsmoral an der hedonistischen Freizeitkultur zugrunde gehen werde. Yuppies und Hippies passen nicht zueinander.

Aber genau das, was Bell bezweifelt hatte, hat funktioniert. Yuppies und Hippies passen mittlerweile wunderbar zueinander. Apple-Gründer Steve Jobs wird von seinen Anhängern verehrt, weil er den fleißigen Künstler *und* den kreativen Unternehmer verkörpert. Die Gegenkultur der 68er hat die alten Arbeitstugenden der Pflicht und Leistung mit den Idealen der Autonomie, der Kreativität und Flexibilität angereichert. Die Konzerne suchen genau diesen Typus: intrinsisch motiviert, spontan, disponibel, unkonventionell, dabei kompetent und gut ausgebildet. Diese Mitarbeiter drängen danach, ohne Murren Überstunden zu leisten, sie identifizieren sich mit ihren Projekten, für sie ist die Anerkennung im Job der größte Sinn ihres Lebens.

Wir müssen also Max Weber weiterdenken und konstatieren: Die Steigerungsspirale im Beruf, die Dauerbetriebsamkeit, ja der »Erschöpfungsstolz«, wie der Psychologe Stephan Grünewald[7] die bereitwillige Unterwerfung unter das Leistungsdiktat nennt, dreht sich nur deshalb so schnell, weil die Werte der Gegenkultur dem Turbokapitalismus neuen Schwung gaben.

Der Puritaner ist nicht tot, er ist quicklebendig und flexibler geworden. In den Spitzenmanagern begegnen uns heute Leistungsasketen, deren rationale Lebensführung und Effizienz Weber hätten erschauern lassen.

Im 1. Kapitel schildere ich, wie lebendig die protestantische Arbeitsmoral heute ist und dass unser Hauptproblem darin besteht, dass wir der Arbeit zu viel Bedeutung in unserem Leben geben, gerade weil wir unseren Selbstwert zu stark von der Anerkennung im Beruf ableiten. Glück empfinden wir dabei nur sehr begrenzt, denn in allen Umfragen geben die Menschen an, dass sie eigentlich viel lieber weniger arbeiten würden. Unsere intrinsisch aufgeladene protestantische Arbeitsmoral hindert uns aber daran, uns den anderen Quellen des Glücks, also Familie, Freunden, Hobbys, zuzuwenden. Was die Fixierung auf Arbeit und die Bedeutung von Geld und Erfolg betrifft, sind wir seit Max Weber keinen Schritt vorwärtsgekommen.

Warum sind wir eigentlich nicht längst im reichen Westen zu kunstvollen Genießern geworden? Ich habe niemanden getroffen, der nicht zumindest in diesem Punkt zugestimmt hätte: Wer sich genauer anschaut, wofür wir alle so unser Geld ausgeben, der muss enttäuscht sein. Zu leben verstehen wir nicht, zumindest besteht da noch viel Entwicklungsspielraum. Hat es sich gelohnt, dafür so viele Schulden zu machen?

Wie aus dem ursprünglichen Sparkapitalismus ein Konsumkapitalismus werden konnte, der einer spezifischen Steigerungslogik unterliegt, untersuche ich im 2. Kapitel. Dass wir stetig auf der Jagd nach etwas Neuem sind, dass wir heute Produkte danach befragen, was sie zu unserer Selbstentfaltung beitragen können, dass wir uns zunehmend als einzigartig inszenieren, hat ebenfalls mit einer Umpolung unserer Mentalität seit den 1960er Jahren zu tun. Wieder sind es die romantischen Künstlerideale, die die Veränderung bewirken. Sie wandern in unser Konsumverhalten ein. »Nichts ist unmöglich«, verspricht Toyota, »Ändere dein Schicksal!«, befiehlt Vodafone.

»Der neue Kapitalismus unterdrückt uns durch jene Slogans, die uns einst befreien sollten«[8], klagt der Alt-68er Pascal Bruckner. Das Streben nach Erlebnisintensität, nach Abwechslung und Einzigartigkeit ist das größte Geschenk, das die Gegenkultur der 68er der Konsumindustrie machen konnte, denn es sorgt für Nachfrage, und noch schöner: Das »romantische Selbst« kann nie zufriedengestellt werden. Doch der Druck zur permanenten Selbstinszenierung erzeugt nicht Konsumglück, sondern Erschöpfung.

Sicherlich am ursprünglichsten ist der Puritanismus in der Moral geblieben, nämlich humorlos, kalt, autoritär, verklemmt. Um den einzelnen Menschen immer weiter zu verbessern und die Gesellschaft zu perfektionieren, bedient sich der Puritanismus seit jeher der politischen Korrektheit. Wir sind einer Steigerungslogik unterworfen, die auch die Moral erfasst hat. Wie uns ein Korsett an Vorschriften – Compliance-Richtlinien, Shitstorms, Ökosittenpolizei – bis ins Privatleben hinein drangsaliert, beschreibt das 3. Kapitel. Tugendterror und die

KNAUS

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Max A. Höfer

Vielleicht will der Kapitalismus gar nicht, dass wir glücklich sind?
Erkenntnisse eines Geläuterten

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8135-0456-9

Knaus

Erscheinungstermin: Mai 2013

Für alle „Rädchen“, die wissen wollen, warum sie sich immer schneller drehen müssen.

Wir sind übersättigt und überarbeitet und schaffen es nicht, mitten im größten Wohlstand aller Zeiten glücklich und zufrieden zu sein. Warum bloß? Max Höfer unternimmt eine unerschrockene Reise zu den Wurzeln der Steigerungslogik in unserer Gesellschaft. Und er zeigt uns einen Ausweg. Denn es sind nicht ökonomische Gesetze des Kapitalismus, die uns zum Immer-weiter, Immer-besser, Immer-mehr zwingen. Wir sind es selbst und wir sind stolz darauf, wie fulminant wir uns auf allen Gebieten abarbeiten – ohne zu wissen wofür.

Jeden Tag wollen und sollen wir ein bisschen besser werden. Im Beruf wollen wir immer erfolgreicher sein. Bessere Ergebnisse erzielen. Bessere Mitarbeiter sein, bessere Chefs. Zu Hause bessere Partner, bessere Eltern, bessere Liebhaber, besser aussehend, fitter, gesünder. In der Freizeit bessere Sportler, bessere Künstler usw. Auch die Welt, die uns umgibt, muss dauernd optimiert werden.

Doch es sind nicht die „ökonomischen Naturgesetze” unseres Wirtschaftssystems, die uns in diese Steigerungsspirale zwingen. Es ist unsere Mentalität, der „puritanische Geist“, der unsere Arbeits- und Konsum-Moral seit Generationen prägt. Wenn wir die Errungenschaften unseres Wohlstands endlich genießen wollen, müssen wir uns von diesen glücksfeindlichen Wurzeln befreien.

Der Titel im Katalog